

MARKUS MULIAR



Mit Auszügen
aus den
Tagebüchern
Fritz Mullars

Damit wir
uns verstehen!

MEIN GROSSVATER UND ICH

K&S

MARKUS MULIAR

*Damit wir uns
verstehen!*

MEIN GROSSVATER UND ICH

geschrieben von Karin Heim



ALLE FOTOGRAFIEN: © Privatarchiv Markus Muliar, mit Ausnahme der Fotografie auf S. 100: © J. G. Rittenberg, und der Fotografie auf S. 108: © Hotel Imperial, Wien.

HINWEIS: Bei einigen Bildern ist es leider nicht gelungen, die heutigen Rechteinhaber zu ermitteln. Wir bitten diese, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen. Rechtmäßige Ansprüche werden nach Geltendmachung zu den üblichen Konditionen vom Verlag abgegolten.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-00965-2

Copyright © 2015 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Sophie Gudenus

Fotos auf dem Schutzumschlag: Sabine Hauswirth; Axel Zeininger,
Privatarchiv Markus Muliar

Typografische Gestaltung und Satz: Sophie Gudenus

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

Inhalt

| | |
|--|-----|
| I. VORHANG AUF | 9 |
| II. VERSCHWORENE GESELLSCHAFT | 13 |
| III. DER ALTE KÖNIG | 75 |
| IV. REISE NACH FRANKREICH | 125 |
| V. UND JETZT ICH | 153 |
| VI. AN DICH, MUTTER Aus Fritz Muliars Tagebüchern | 193 |
| VII. EPILOG | 241 |
| Danksagung | 248 |

Für meinen Operper!

Stammbaum

Josef Weichselbaum $\circ\text{--}\circ$ Leopoldine (Lea) Muliar, geb. Stand ∞ Mischa Muliar
 *? *18.11.1896 *31.3.1894
 †? †28.2.1977 †?

.....???

Gretl Muliar, geb. Patteisky 1. ∞ Fritz Muliar 2. ∞ Franziska Muliar
 *23.3.1923 *12.12.1919 geb. Kalmar
 †23.3.1997 †4.5.2009 *1.9.1929

.....

Heinz Doering Doris Muliar 1. ∞ Hans Muliar 2. ∞ Andrea Muliar Alexander Martin
 *9.10.1940 geb. Achammer *30.8.1946 geb. Bendixen Muliar Muliar
 *31.8.1952 †30.10.1990 *7.7.1953 *1957 *4.10.1960

.....

2 Kinder Tina Muliar Markus Muliar 2 Kinder 1 Kind
 *5.3.1972 *28.6.1976

I. VORHANG AUF

Die Erinnerung ist ein Produkt der Zwischenzeit.

Stefan Karner

„Fröhliche Weihnachten! Ihre Marika Röck“

Diese Grußbotschaft war das Erste was ich sah, als ich den überdimensionierten Schuhkarton öffnete, den mir mein Großvater im Alter von fünfzehn Jahren mit den Worten: „Vielleicht kannst später einmal was damit anfangen“ in die Hand gedrückt hatte. Er war damals unbesehen in einer Ecke gelandet, um erst zwanzig Jahre später durch Zufall wieder zum Vorschein zu kommen. Als mir die verstaubte Schachtel, im wahrsten Sinne des Wortes und aus dem obersten Regal des alten Vorzimmerschranks, wieder in die Hände fiel, konnte ich mich schon gar nicht mehr an sie erinnern. Ebenso vorsichtig wie neugierig hob ich den Deckel an. Mir strömte leicht verstaubte Luft entgegen, die sich über viele Jahre im Inneren der Schachtel gesammelt hatte. Mit dem feinen Geruch von altem Papier und Druckerschwärze atmete ich auch etwas ein, das ich vergessen geglaubt hatte. Es roch nach meinem Großvater.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den der erste Anblick der vielen vollgeschriebenen, vergilbten losen Zettel, Briefe und Schreibblöcke, Zeile um Zeile mit seiner Handschrift gefüllt, auf mich machte. Das Entdecken und Erforschen des Schachtelinhalts geriet für mich, wie Alices Sturz in den Brunnen, zu einer Reise in ein Wunderland, das ich nie erwartet hatte und das mich als einen anderen zurückkommen ließ. Ich fiel in eine Welt, die

ich zuvor nicht zu kennen vermochte, und je mehr ich mich damit beschäftigte, desto mehr verschlang mich die Geschichte – meine eigene.

Meine Urgroßmutter Lea hatte vor fast hundert Jahren damit begonnen, in dieser Schachtel Briefe, darunter auch solche meines Urgroßvaters, Urkunden und Fotos aus ihrem Leben und dem meines Großvaters zu sammeln. Vor allem aber hatte sie Briefe aufgehoben und auch Tagebucheinträge. Vorsichtig und voller Respekt für die wunderbare Einzigartigkeit dieses Fundes begann ich Schicht für Schicht abzutragen, arbeitete mich immer tiefer durch Postkarten, Briefe, Dokumente, fand einen von ihm dichtbeschriebenen Schreibblock, übertitelt mit „An Dich, Mutter“. „Glaub mir ja keiner, der diese Zeilen liest, dass ich hier ein Tagebuch anlegen will, in dem ich der Umwelt all das eröffne, was meine Seele und mein Inneres bewegt.“ Mit diesen Worten begannen die Tagebuchaufzeichnungen meines Großvaters. Ich betrachtete eingehend Familienfotos, Engagementabrechnungen, Spielpläne aus dem Simpl, und dann fiel mir das erste Programm mit Hakenkreuz in die Hände, ein KdF-Veranstaltungsprogramm für einen „Bunten Abend“ 1940. Meine Großmutter hatte alles gesammelt und aufgehoben, was ihren Sohn betraf.

Je weiter ich in diese Kiste voll Vergangenheit eindrang, desto mehr eröffnete sich mir meine eigene Geschichte. Ich bekam Antworten auf Fragen, die ich nie gestellt hatte. Und wie Alice fiel ich immer tiefer, tauchte ein in eine Welt, die ich mir niemals vorgestellt hatte. Meine Familie hatte immer vorausgesetzt, dass ich alles wüsste – aber niemand machte sich Gedanken darüber, wie dieses Wissen zu mir kam. Man spielte nicht mit mir Schach, weil ich es nicht konnte. Es wurde von mir erwartet, Dinge zu können und zu wissen, die mir niemand beigebracht hatte. Es wurde erwartet, dass ich mir alles selbst beibrachte. Wenn ich etwas nicht wusste, wurde man ärgerlich. In meiner Kindheit hatte ich das ständige Gefühl einer Holschuld, ohne zu wissen, was es denn genau war, das ich holen sollte. Wenn man nichts weiß, kann man auch nicht die richtigen Fragen stellen. Ich hätte mir gewünscht, dass die älteren Generationen ihr Wissen auch un-

gefragt mit mir geteilt hätten. Ihre Erfahrungen auch ungefragt weitergegeben hätten. Mit einem Schauspieler in der Familie gelebt zu haben bedeutet nicht, dass man selbst schauspielern kann, zu wissen, dass Krieg war bedeutet nicht, zu wissen, wie er sich anfühlte und was er aus einem macht. Als Kind von jüdischen Freunden und Bekannten umgeben gewesen zu sein heißt nicht, dass man ihre Geschichte und Geschichten kannte. Einer der Lieblingssätze meines Vaters war: „Meine angeborene Bescheidenheit verbietet es mir, mit meinem Wissen zu protzen.“ Nun wünsche ich mir, er hätte es doch getan und sein noble Zurückhaltung weniger gepflegt – vielleicht hätte ich vieles schon früher verstehen können, auch ihn. Ich habe meinen Vater nach seinem Tod zu schnell vergessen, und mein Großvater gab mir als Ersatz für Gespräche eine Kiste voller Erinnerungen, Gefühle und Gedanken. Zwanzig Jahre lang war sie gut verstaut, erst jetzt habe ich sie geöffnet.

Der Inhalt dieser Kiste und was er in mir auslöste war der Beweggrund, dieses Buch schreiben zu wollen. Der Anstoß, es auch wirklich zu tun, erfolgte schon bald darauf, als es zu einer Begebenheit kam, die mir zeigte, dass die Zeit reif war, unsere Geschichte aufzuschreiben. Als nämlich meine Mutter bei einem Theaterbesuch für die Pause am Buffet Sekt und Brötchen auf unseren Namen vorbestellt hatte und wir dort bei unserer Ankunft im Pausenraum alles vorbereitet fanden ... auf den Namen JULIA.

Da ist etwas in mir passiert.

Den Namen Muliar hochzuhalten war oberstes Gesetz, man redete nicht über Dinge, die einen Schatten darauf werfen hätten können. Dass ich meinen Namen immer öfter buchstabieren musste, daran hatte ich mich in den letzten Jahren schon gewöhnt. Doch nun war der Bann gebrochen. Wir, die wir uns unter diesem Namen versammelt hatten, waren Geschichte geworden. Nun war es mir erlaubt zu erzählen, zu schreiben, zu berichten. Es war mir erlaubt, einen Blick auf die Geschichte zu werfen, meinen Blick. Ich konnte mir erlauben, dieses Buch zu schreiben.

Resümieren bedeutet für mich, „etwas fassen zu wollen“. Die Beziehung zwischen Großvater und Enkel war nicht einfach und ich habe Fragen, die er heute nicht mehr beantworten kann – die er aber auch im Leben nicht hätte beantworten wollen oder auch können, wenn ich sie ihm damals schon gestellt hätte.

So bin ich gezwungen, mir meine eigene Geschichte zu machen, selbst die Lücken zu füllen. Die einzelnen Geschichten und Anekdoten sind interessant oder auch unterhaltsam – zum großen Ganzen fehlt aber doch immer etwas. Dieses Buch enthält erzählte und erlebte Geschichte und Geschichten, und auch von ihm selbst aufgezeichnete Gedanken und Gefühle, die mir geholfen haben zu verstehen und zu erkennen.

II. VERSCHWORENE GESELLSCHAFT

*Ich bin nicht verrückt –
meine Wirklichkeit ist nur eine andere als deine.*
Lewis Carroll, Alice im Wunderland

Verworren

Mit 27 Jahren bekam meine Mutter innerhalb von drei Monaten zwei Kinder. Meine Schwester und mich.

Unsere leibliche Mutter hatte ein Jahr davor beschlossen, dass ein Familienleben doch nicht ihren Vorstellungen entsprach und meinen Vater mit uns beiden Kindern, damals sieben und drei Jahre alt, sitzen gelassen. Sie hatte einen Sohn geboren, damit war ihre Pflicht getan. Ursprünglich wollte sie, damals junge Journalistin, durch ihre Heirat wohl ihrer strengen, reichen Familie entkommen und eine Künstlerehe führen. Mein Vater Hans war zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens nur ein junger Juwelier gewesen, mit kreativer Begabung und dem Talent, Menschen für sich einzunehmen. Doch verhalf ihm dies schon bald zu Erfolg und er erwartete, dass sie den Platz an seiner Seite in einer Gesellschaft einnahm, die kaufkräftige Kunden verhieß. Sie gab ihren Beruf auf, erlernte das Goldschmiedehandwerk und brachte es innerhalb weniger Jahre zum Meister darin. Mein Vater machte sie zum Kompagnon in der Werkstatt und benannte das Atelier in der Wiener Innenstadt in *Doris und Hans Muliar* um.

Wieder in das Korsett gesellschaftlicher Repräsentationspflichten eingengt zu werden, erschien ihr auf Dauer jedoch unerträglich. „Hätte ich im Wald spazieren gehen wollen, wäre ich ein

Reh geworden“, meinte sie damals. Waren Arbeit und Familie für meinen Vater eine Einheit, so empfand sie diese Vermischung als ausgesprochen belastend und fühlte sich von ihm im Stich gelassen. Freiheit und Selbstverwirklichung erschienen ihr ab einem gewissen Punkt, um genau zu sein nach drei Jahren Ehe, erstrebenswerter – ein Leben ohne Familie und Kinder verlockender.

Ich war damals zu klein, um diesen Umstand zu begreifen oder auch zu bedauern, und bin bis zum heutigen Tag sehr glücklich über diese Entwicklung, denn sie bescherte mir meine „wahre“ Mutter Andrea. Sie war die beste Mutter, die ich mir nur wünschen konnte – und zweifellos eine bessere als es mir meine biologische Mutter jemals war. Andrea ist und bleibt auch die einzige, die ich als „Mutter“ bezeichne – obwohl ich sie bis heute beim Vornamen nenne.

Dass Kinder nicht von ihren eigenen Eltern aufgezogen werden, hatte in unserer Familie allerdings so etwas wie Tradition. Es zieht sich einem roten Faden gleich durch unsere Geschichte und verbindet uns so auf eine gewisse Art und Weise.

Meine Großmutter wohnt in einem Schloss

Von meinem Verständnis her waren nicht nur die Eltern, sondern auch die Großeltern getrennt, denn meine Großmutter hatte ihren Peppino und mein Großvater seine Franzi.

Meine Großmutter Gretl wohnte im Schloss Laxenburg, dem ehemaligen Wohnsitz des unglücklichen Habsburger Kronprinzen Rudolf und seiner Gemahlin Stephanie von Belgien, wenige Kilometer außerhalb der Stadtgrenze von Wien. Ich kann mich noch gut an unsere Ausflüge zur Großmama erinnern. Wenn uns der Parkwächter freundlich durch das große schmiedeeiserne Tor winkte, hatte ich als kleines Kind immer den Eindruck, meine Großmutter wäre mindestens Schlossherrin. Ihrem Gebärde nach hätte sie das auf jeden Fall sein müssen. Tatsächlich jedoch gehörten die Räume der Gemeinde Laxenburg: eine dunkle Mietwohnung im Erdgeschoß, gleich neben den ehemaligen Stal-

lungen gelegen, mit zwei Meter dicken Wänden, in denen früher die Bediensteten des Schlosses untergebracht gewesen waren.

Mein Großvater hatte Gretl nach seiner Entlassung aus der englischen Kriegsgefangenschaft in Graz kennengelernt und



Meine Großeltern Gretl und Fritz, 1944

recht flott geheiratet. Sie war damals eine sehr schöne junge Frau aus gutem Hause mit schauspielerischen Ambitionen; ein altes Postkartenfoto aus der Zeit ihres Kennenlernens zeigt Fritz und Gretl gemeinsam auf der Bühne. Auf die Rückseite hatte sie für ihn geschrieben: „Damit du dich an mich erinnerst wenn ich einmal berühmt bin.“ Mein Großvater feixte schadenfroh, als er mir die Karte zeigte, denn eine Berühmtheit wurde sie zu ihrem unendlichen Bedauern nie. Aus ihrer ersten Ehe brachte Gretl ihren vierjährigen Sohn Heinz mit, der uns und meinem Großvater viele Jahre lang als „echtes“ Familienmitglied eng verbunden blieb. Ein Jahr später kam mein Vater, „Hansi“ genannt, zur Welt – weitere vier Jahre später betrachteten meine Großeltern ihre Beziehung als gescheitert und ließen sich wieder scheiden. Hansi landete bei der Mutter seines Vaters, Halbbruder Heinz lebte ebenfalls schon bei seiner Großmutter.

Als verhinderte Schauspielerin, laut meinem Großvater in Ermangelung von Talent, fand sie Mittel und Wege, sich im Wien der Nachkriegszeit gebührend in Szene zu setzen und damit immer gut durchzukommen. Sie hatte nach dem Krieg eine Fabrik und gleichzeitig ein großes Vermögen geerbt – das sie innerhalb relativ kurzer Zeit durchbrachte. Jede ihrer Unternehmungen hatte einen gewissen Glamour. So lieferte sie damals, als Alkohol Mangelware und nur mit guten Beziehungen zu haben war, in ihrem elfenbeinfarbenen Cabrio Whiskey an noble Wiener Innenstadtlokale wie die berühmt-berüchtigte Eden Bar und ähnliche Etablissements aus. Später lernte sie ihren Peppino kennen, der im Schweizer Tessin lebte, über viel Geld verfügte und meiner Großmutter viele Jahre lang ein Leben nach ihrem Geschmack bot. Er hatte nur einen – kleinen – Makel: Er war verheiratet und sehr katholisch, Scheidung kam für ihn nicht in Frage. Nachdem also eine Taube nicht in Reichweite war, nahm meine pragmatische Großmutter Gretl den Spatz in der Hand und lebte in einer risikobehafteten, außerehelichen Beziehung mit ihm. Ausländische Ehebrecherinnen wie sie konnten damals wegen dieses Vergehens noch aus der Schweiz ausgewiesen werden. Passiert ist allerdings nie etwas und Gretl genoss die Annehmlichkeiten,

die Peppino ihr bieten konnte, in vollen Zügen. Die Wohnung war prachtvoll und hoch über dem Lago Maggiore gelegen – erreichbar war sie nur über einen Aufzug, der im Inneren des Ber-



Die schöne Gretl

ges nach unten führte. Man fuhr mit dem Auto hinauf auf den Berg, wo sich eine kleine Hütte befand. Diese betrat man, um in einen Lift einzusteigen, der ins Innere des Berges hinab führte. Neben der riesigen Terrasse, die zur Wohnung gehörte und einen grandiosen Panoramablick über den See und die Berge bot, gab es auch einen Indoor-Pool, der das Schwimmen im Berg ermöglichte. Ich kam mir vor wie in einem James Bond-Film, wenn wir Gretl und Peppino im Sommer besuchten, um Urlaub zu machen. Mein Vater urlaubte mit uns Kindern gemeinsam im Sommer dort, was sich für mich dann wie viele Wochen anfühlte. Vermutlich waren es aber nur einige wenige Tage, die wir in Gesellschaft meiner Großmutter verbrachten. Ich wollte nie gern Zeit mit ihr verbringen. Meine Großmutter war eine echte Salondame, die in Gesellschaft aufblühte und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erwartete und genoss. Anderen, und auch uns Kindern gegenüber, zeigte sie sehr wenig Gefühl und hörte prinzipiell nie zu. Sie war kein netter Mensch und hatte Ressentiments gegen meine Mutter. Da sie aber konfliktscheu war und von jedem geliebt und angehimmelt werden wollte – sogar von Leuten, die sie selbst nicht ausstehen konnte –, versuchte sie uns Kinder zu instrumentalisieren, um Andrea wieder loszuwerden. Dazu war ihr jedes Mittel recht, und als ich eines Tages von einem Besuch bei ihr nach Hause kam, fragte ich meine Mutter: „Die Omama sagt, dass alle Stiefmütter böse sind. Stimmt das?“ Von da an musste ich nicht mehr alleine Zeit bei ihr verbringen.

Wenn wir bei ihr waren, kamen immer Freunde vorbei, so dass wir alles in allem sehr bewegte Tage inmitten der Schweizer Berge verbrachten, jedoch hauptsächlich auf der Terrasse, umgeben von Erwachsenen in Partylaune. In ihr obligates, immer gut gefülltes Sektglas tat meine Großmutter dann immer schon vorsorglich eine Kopfschmerztablette – vermutlich, damit sie ausgiebig trinken konnte, ohne einen Kater zu bekommen. Bei einer ihrer Geburtstagspartys sang ihr schwarzer Beo, dessen Voliere sich ebenfalls mit uns allen auf der Terrasse befand, zum Amüsement aller Anwesenden laut „La Cucaracha“ und alle sangen mit, am lautesten meine Großmutter. Erst Jahre später kam mir ein-

mal die Übersetzung unter und brachte mich noch einmal zum Lachen, weil ich dabei an das Geburtstagsständchen ihres Vogels dachte:

*Die Küchenschabe, die Küchenschabe
kann nicht mehr aufrecht gehen,
denn sie hat kein, denn ihr fehlt –
Marihuana zum Rauchen.*

Meine Taufe fand ebenfalls in Form einer Terrassenparty im Tessin statt, Peppino übernahm scheinbar freudig meine Patenschaft. Kurz vor meinem Schuleintritt beschlossen meine Eltern, mich taufen zu lassen, um mich nicht den damals noch verbreiteten Hänseleien, oder gar – wie es meinem Vater in der Volksschule ergangen war – Repressalien auszusetzen. Er war wegen der „Mischehe“ seiner Eltern (Gretl war evangelisch, mein Großvater Fritz katholisch) in die letzte Reihe gesetzt worden. Mir sollte nichts Derartiges wegen eines fehlenden Glaubensbekenntnisses widerfahren können. Eigens für diesen festlichen Anlass wurde mir ein kleiner dunkelblauer Anzug angefertigt, ein Dreiteiler. Bei der Ankündigung des „Gilets“ brach ich in Verzweiflung aus und weinte mir zur Belustigung aller die Augen aus dem Kopf: „Ich will keinen Anzug aus Gelee!“

Leider konnte sich der gute, wohlhabende Peppino mit den schicken Sportwagen nicht dazu durchringen, sie zu heiraten – er war ja schon verheiratet – und verließ sie nach mehr als zehn Jahren für eine Jüngere. Ich glaube, es war – recht klassisch – seine Sekretärin. Seine Funktion als Taufpate legte er damit wohl auch zurück, jedenfalls hörte ich nie wieder von ihm. Gretl zog nach Wien zurück, fand eine Bleibe in Laxenburg, und erinnerte sich daran, dass sie auch hier Familie hatte. Diese forderte sie fortan gnadenlos ein, und so ging mein Vater einmal die Woche mit ihr in sein Stammlokal, das „Café Korb“, mittagessen. Er nannte es den „Muttertag“. Darüber hinaus vermied er allerdings jeden Kontakt. Er ging prinzipiell nie selbst ans Telefon, aus Angst, seine Mutter könnte anrufen. Unsere Videokamera an